

Ein Leben.

Novelle von Charles-Louis Philippe.

Als Vater Bonnet vierzig Jahre alt war, fragte man ihn wohl noch manchmal:

„Warum habt Ihr eigentlich nicht geheiratet, Bonnet?“ Er antwortete:

„Ih habe immer sagen hören, dass man bleiben soll, was man ist, wenn's einem halbwegs gut geht.“

Dies war der Grund, weshalb er ein für allemal auf das Vergnügen verzichtete, für sich ganz allein eine Frau zu haben.

Auch die Kinderfrage hatte ihm zu denken gegeben. Kinder sind zu nichts gut. Er hatte Lomet, den Holzschuhmacher, gekannt, der eine Tochter grossgezogen und dann verheiratet hatte. Als ihn auf seine alten Tage der Rheumatismus packte und er nicht mehr seiner Arbeit nachgehen konnte, wollte er sich doch nicht von seinem Schwiegersohn ernähren lassen. Er war ins Wasser gegangen.

Mathieu, der Maurer, der einen Sohn besass, hatte sich aufgehängt. Sein Sohn war Zimmermann in Paris und hatte dort nur sein knappes Auskommen.

Kinder kosten viel Geld, weil man sie grossziehen muss.

Wenn sie erwachsen sind, haben sie ihrerseits wieder Kinder und können daher den Eltern Ihre Ausgaben nicht zurückerstatten.

Entschlossen schlug Bonnet den Weg der Arbeit ein, denn dies ist der einzige, auf dem man mit Sicherheit vorankommt. Beim Arbeiten verliert man nichts; man kommt sogar so weit, dass man zu leben hat. Und dann kam da noch etwas in Betracht. Ein Arbeiter, der zu sparen versteht, braucht weder Krankheit noch Alter zu fürchten; er kann bis zur Todesstunde dem Leben so fest ins Auge sehen, wie die Gutspächter den Spitzbuben, vor denen treue Hunde sie schützen.

Bonnet führte dieses. Leben eines Landarbeiters, das sich eines Menschen bemächtigt, das ihn bei den Schultern packt, ihn hinschleppt, wohin es ihm beliebt, und das ihm rocht erlaubt, etwas anderes als Arbeit zu sehen. Bonnet half beim Heumachen und bei der Ernte; da die Dreschmaschinen noch nicht so verbreitet waren wie heutigen Tags, ging er von Hof zu Hof dreschen. Als man sie nachgerade überall zu sehen bekam, fand er sich mit ihnen ab und wurde einer von denen, die, wie man sagt, mit der Maschine dreschen. Er arbeitete mit den Tagelöhnern auf den Gemeindewegen, mit den .Maurern in den Scheunen, mit den Dachdeckern, den Zimmerleuten, den Holzhackern. Er hätte sogar Sand aus dem Flusse geschaufelt, wenn einer dagewesen wäre.

Wenn man ihn tagsüber unterwegs sah, ging er sicherlich irgendwohin an seine Arbeit. Nur die Leute, die alle Welt kennen, wussten um seinen Namen. Die anderen fragten:

„Was ist denn das für einer?“ Man gab zur Antwort:

„Ich weiss nicht. Das ist gewiss irgendein Arbeitsmann, der an sein Tagewerk geht.“

Er war ein Namenloser. Man hätte nicht zu sagen gewusst, ob er Dupien, Aucouturier oder Bernard hiess. Er war einer von diesen Tausenden, die man nicht voneinander unterscheiden kann, denn alle haben das gleiche Los; es besteht darin, auf den Feldern die Arbeit zu verrichten, mit der sie schliesslich ganz eins werden.

Zu seiner Arbeit gesellten sich die Entbehrungen. Er ass viel Käse. Die in der Aschenglut gebratenen Kartoffeln hatten den doppelten Vorzug, dass sie schnell den Magen stopften und so den Hunger stillten, und dann, dass Kartoffeln als Nahrungsmittel das billigste sind. Bonnet hatte auch über das Brot seine besonderen Ideen. Er zog das altbackene vor; denn nimmt man frisches, so gibt man sich ganz seiner Esslust hin, und überrascht merkt mall dann bei Beendigung der Mahlzeit, dass man reichlich ein Pfund gegessen hat. Der Wein ist ja etwas Herrliches, aber Wasser löscht besser den Durst.

Die Folgen einer solchen Lebensweise machten sich schliesslich bemerkbar. Als Bonnet fünfundfünfzig Jahre alt war, ging es ihm nicht wie so vielen anderen, die all das Geld, das sie verdient, wieder verausgabt und es mit fünfundfünfzig Jahren nicht weiter gebracht haben als mit fünfundzwanzig. Wenn die krank wunden, mussten sie betteln.

Gewiss - er besass ja nicht gerade das, was man ein Vermögen nennt; aber er hätte, wenn ihm die Lust dazu gekommen wäre, den ganzen Winter über in seiner Herdecke bleiben können, ohne eine Hand zu rühren. Er hätte auch im Sommer noch mehr zu arbeiten brauchen. Er hätte sich, wenn er es nur gewollt, an einem schattigen Platze bei den arbeitenden Leuten hinstrecken und ihnen untätig bis zum Abend zusehen können.

Doch er fuhr fort zu arbeiten. Damals war man gerade dabei, den Teich bei St. Gervais zu leeren, zu säubern und zuzuschütten. Die Arbeiten waren sehr mühselig und dauerten sechs Monate; doch wenn Bonnet sich hierzu allwerben liess, so tat er das nur, um Zerstreuung zu haben.

Allmählich erreichte Bonnet ein Alter von sechzig Jahren. Es war eine schöne Zeit. Er konnte jetzt den Traum seines Lebens verwirklichen. Er besass so viel Geld, dass er bis zu hundert Jahren davon zu leben hatte. Wie recht hatte er doch getan, sich nicht zu verheiraten! Nun, wo er weder Frau noch Kind hatte, konnte er es sich gut sein lassen.

Sehr bald traf ihn, was er erwartet hatte. Sein Lebelang sollte er doch recht behalten! Schmerzen befielen ihn im Kreuz, in den Beinen und auch ein wenig oben in den Schultern. Er begab sich sofort zu einem Arzt; nicht etwa wegen seines Leidens, denn er hatte an Tagen, wo er übermüdet gewesen, weit mehr auszustehen gehabt; sondern weil er jetzt die nötigen Mittel dazu besass.

Damals lebte noch Doktor Lebois. Der war nicht so wie die heutigen Aerzte, die, sobald sie ihre drei Franken in der Tasche haben, schnell und ohne noch weiter ein Wort zu verlieren, wieder davoneilen. Er gab Vater Bonnet allerhand gute Ratschläge. Er sagte:

„Seht mal, Vater Bonnet, das macht das Alter. Ihr habt doch gehörig gearbeitet, nicht wahr? Wisst Ihr wohl, was ich jetzt an Eurer Stelle tun würde? Ausruhen würde ich mich. Ihr habt genug Kartoffeln und Suppe in Eurem Leben gegessen. Trinkt jetzt mal Wein und esst tüchtig Eier und Fleisch. Und macht Euch alle Morgen eine ordentliche Tasse Schokolade zurecht.“

„Wenn's weiter nichts ist!“ sagte sich Vater Bonnet. Vierzehn Tage lang befolgte er die Ratschläge mit Feuereifer. Es war ja jetzt soweit. Er dachte:

„Endlich komm! der Tag, wo man anfangen muss, sich zu schonen und auszuruhen. Besser, man beginnt damit zu früh als zu spät.“

Doch als er eines 'Morgens, etwa drei Wochen nach seinem Besuche, dem Arzte zufällig auf einem Feldwege begegnete, antwortete er auf dessen Fragen nur immer:

„Hm! Hm!“

Gleich darauf begann er von den Eiern zu sprechen, die gerade das Hohle eines Zahnes ausfüllten: man verbrauchte zu viel davon; das Fleisch sei so umständlich zuzubereiten, und dann, ja, dürfe er es mal frei heraus sagen: Fleisch sei nun einmal nichts für Arbeiter. Und braucht man denn Wein zu trinken, wenn man gar nichts tut? Uebrigens wusste Vater Bonnet nicht, wie so ein Magen eines Reichen beschaffen ist.

„Eure Schokolade zum Beispiel kriege ich einfach nicht runter. Ich habe Salz, Pfeffer und Zwiebeln dazu getan, und immer noch will sie mir nicht schmecken!“

Er musste übrigens herzlich mitlachen. als der Arzt ihm auseinandersetzte, wie man eine gute Schokolade zuzubereiten habe. Doch dieser Vorfall gab den Ausschlag.

„Ihr seht, Herr, Ihr hättet mir lieber gar nicht sagen sollen, dass ich jetzt was Besonderes für mich tun müsste. Wenn man sein ganzes Leben lang gearbeitet hat, weiss man nicht, wie man sich dann anstellen soll. Ich bin jetzt zu alt, lieber Herr, ich bin zu alt. In meinem Alter lernt man nichts mehr zu.“

Man baute damals die Landstrasse, die von Saint-Gervais nach Quatre-Moulins führt. Sein Geld würde ihn doch nicht etwa abhalten, zu arbeiten! Wie machen es denn die andern? Die, welche keins haben? Es fiel ihm wegen seiner Schmerzen sehr schwer, Hacke und Spaten zu handhaben; doch es gelang ihm bei alledem, sein Tagwerk zu erledigen: Er starb übrigens vor Fertigstellung der Strasse. Ihm wurde das Glück zuteil, aus dem Leben zu gehen, ehe er arbeitsunfähig geworden war.

Charles-Louis Philippe.

Der Gemeinde- und Staatsarbeiter, 21.12.1923.

Personen > Philippe Charles-Louis. Ein Leben. Novelle. Gemeindearbeiter, 1923-12-21